

DAS ZEITALTER JUSTINIANS¹⁾

Das Zeitalter Justinians, von dem im folgenden die Rede sein soll, war eine der unsrigen vergleichbare Epoche des Übergangs, und die Beschäftigung mit ihm zeigt mancherlei Parallelen auf, vermittelt nicht geringzuachtende Lehren über die Gesetzmäßigkeiten des geschichtlichen Geschehens und gibt damit Handhaben für die Einschätzung historischer Phänomene der eigenen Zeit. Die antike Welt, nach ihrer sozialökonomischen Struktur als Sklavenhaltergesellschaft charakterisiert, versucht, sich in einer letzten Anspannung aller nach rückwärts gerichteten Kräften zu regenerieren, das Imperium Romanum in seinem einstigen Glanze zu erneuern; doch das Rad der Geschichte ließ und läßt sich nicht zurückdrehen: Was als Ergebnis solcher Bestrebungen zustandekam, deutete in seinen Inhalten weit mehr auf kommende Entwicklungen, wurde zum Leitbild des mittelalterlichen Feudalstaates von Byzanz, mochte man auch noch so viel an antiken Formen zu retten suchen. Der Zeitraum, den wir zu betrachten haben, steht somit im Zeichen dialektischer Widersprüche ebenso wie im Zeichen des Umschlags in eine neue, im historischen Sinne höhere Qualität. Diese Dialektik beginnt bereits bei der wissenschaftlichen „Zuständigkeit“: Für den Altertumsforscher bedeutet jene Epoche einen Aus- und Nachklang, für den Byzantinisten ein Proömium, Zeit der Vorbereitung und des Neubeginns. Beide Disziplinen aber müssen zusammenwirken, um zu einer allseitigen Würdigung und Wertung zu gelangen.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die vorangehenden Entwicklungen! Zwei Jahreszahlen aus der Regierung Konstantins, den die Christen den Großen zubenannten, sind hervorzuheben: 313 und 330. Im Jahre 313 einigte sich Konstantin mit seinem Mitkaiser Licinius bei einer Begegnung in Mailand darauf, dem Christentum volle Kultusfreiheit und die gleichen Rechte wie den anderen Religionen einzuräumen, und leitete damit das Konstantinische Zeitalter ein: Die Kirche, vordem als Organisation der Mühseligen und Beladenen zum Reiche in latenter oder offener Opposition stehend, verband sich zunehmend enger mit dem römischen Staate, ordnete sich diesem ein und unter und wurde, ihre ursprünglichen Anliegen weithin preisgebend, zur ideo-

¹⁾ Der Aufsatz, der auf einen vor einem größeren Kreise gehaltenen Vortrag zurückgeht, ist bemüht, die Konzeption eines Zeitalters vorzulegen, wie sie sich dem Autor darbietet. Nur von daher vermag der Aufsatz auf Interesse zu hoffen, während die Details der Darstellung sich entweder auf allbekannte Fakten oder gesicherte Ergebnisse anderer gründen.

logischen Stütze der weltlichen Gewalt. Im Jahre 330 aber erfolgte die Verlegung der Reichshauptstadt von Rom nach Byzanz, dem Neuen Rom, das nach seinem zweiten Gründer hinfort den Namen Konstantinopel trug. Mit dieser administrativen Maßnahme wurden aus unabänderlich gewordenen wirtschaftlichen Gegebenheiten die politischen Folgerungen gezogen; in der allgemeinen Krise, welche die Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung des Imperiums erfaßt hatte, war der Osten verhältnismäßig intakt geblieben: handwerkliche Produktion, Bergbau und Metallbearbeitung hatten einen beachtlichen Entwicklungsstand erreicht, eine beträchtliche Zahl blühender Städte bildete Zentren des Handels und Verkehrs, der ökonomische Austausch von Stadt und Land war noch einigermaßen ausgewogen, und das alles gab den staatstragenden Kräften die Möglichkeit, für den Schutz der Grenzen sowie für die Niederhaltung nationaler wie sozialer Aufstandsbewegungen hinreichende militärische Kräfte zu unterhalten. Die Theodosianische Reichsteilung vom Jahre 395 war die folgerichtige nächste Etappe in dieser Entwicklung, die für das Westreich mit der Absetzung des Romulus Augustulus durch den germanischen Söldnerführer Odoaker im Jahre 476 ihren Abschluß fand. Bezeichnenderweise erkannte übrigens Odoaker als faktisch unumschränkter Herrscher über Italien die Oberhoheit des oströmischen Kaisers an und übersandte diesem sogar die Embleme der Kaiserwürde.

Aber auch der Osten stand zu jener Zeit vor nicht geringen Schwierigkeiten; fremde Völkerscharen überschritten die Grenzen des Reiches und drangen bis an die Mauern der Hauptstadt vor, bei den dem Reiche eingegliederten Völkern des Orients machten sich in kirchenpolitischem Gewande separatistische Tendenzen geltend, und die sich verschärfenden Klassenkämpfe der Zeit fanden in den zahllosen Häresien ihren Ausdruck, deren Zusammenstöße mit der Staatsgewalt notorisch sind. Allen diesen in ihrem Kern liquidatorischen Tendenzen versuchten die herrschenden Klassen in einer mächtigen Kraftanstrengung zu begegnen; ihr Exponent war Justinian, Basileus der Römer von 527 bis 565. Was war das für ein Mann, nach dem nicht ohne Grund sein Jahrhundert benannt wurde?

Über die Anfänge Justinians wissen wir nur sehr wenig. Um das Jahr 482 wurde der nachmalige Kaiser in dem Dorf Taurision in der Provinz Dacia mediterranea geboren; er entstammte einer bäuerlichen Familie. Justinian hat seine Heimat, die man in der Nähe der Linie Nisch — Skopje im heutigen Jugoslawien zu suchen hat, sein Leben lang in Ehren gehalten und dort 535 eine lange Zeit blühende Stadt Iustiniana Prima gegründet. Er war wahrscheinlich illyrischer Abstammung; doch gibt es auch Zeugnisse für thrakische Herkunft, ja gelehrter Eifer suchte den berühmten Herrscher sogar für das Slawentum in Anspruch zu nehmen. Justinians Oheim, der ungebildete Berufssoldat Justin, der zum Gardepräfekten und 518 zum Kaiser aufstieg, dürfte den Bildungs- und Entwicklungsgang des jungen Mannes entscheidend gefördert haben, der ihm während seiner Regierung als intellektueller

Helfer unentbehrlich wurde. Letzteres ist durchaus verständlich; denn in der Tat verfügte der nachmälige Basileus über enzyklopädische Kenntnisse, die bis weit in die Details der einzelnen Fächer gingen und, soweit wir das heute noch zu beurteilen vermögen, die Maßstäbe eines aristokratischen Dilettantismus weit überstiegen. In Außenpolitik, Diplomatie und Verwaltung begegnen wir von Justins Tagen an Justinian als der initiierten Kraft, dem auch die Einzelheiten des Bürobetriebes nicht gleichgültig sind. Daß er nicht nur an der eigenen Gesetzgebung, sondern ebenso an der von ihm veranlaßten Kodifizierung des gültigen Rechtes aktiven Anteil nahm, ist bekannt. Als Feldherr ist der Kaiser allerdings nicht hervorgetreten; seine Feldzüge ließ er von seinen Generalen durchführen, ohne deshalb davon Abstand zu nehmen, auch in taktischen Details über manchmal immense Entfernungen hinweg einzugreifen; ein solches Verhalten rief berechtigte Kritik hervor — trotzdem darf festgestellt werden, daß sich der Politiker Justinian gegenüber den Militärs Autorität zu verschaffen wußte. Als theologischer Schriftsteller unterstützte er seine kirchenpolitischen Aktionen, ja sogar bei den von ihm veranlaßten Bauten trat er mitgestaltend in Erscheinung. Dagegen wurde seine griechische Schreibart — und zwar von einem der sachverständigsten zeitgenössischen Beurteiler, dem Historiker Prokop — als barbarisch hingestellt; das mag darauf deuten, daß Justinian in der lateinischen Umgangssprache groß geworden ist und Griechisch erst später dazulernte.

Die bekannteste bildliche Darstellung Justinians findet sich auf einem Mosaikbild der Kirche San Vitale zu Ravenna, die nach langer Bauzeit 547 geweiht wurde. Es zeigt den Kaiser im Ornat, eine Schale von Gaben, die er der neuen Kirche stiftet, in der Hand; es ist offenbar nach dem Leben gezeichnet. Bezeichnenderweise besitzt es ein Gegenstück, das in verwandter Anordnung, aber selbständiger Auffassung die Kaiserin Theodora wiedergibt, wie sie einen perlenverzierten Goldpokal darbringt; auch diesem Bilde kommt ein hohes Maß an Wirklichkeitstreue zu. Wichtiger noch ist indes seine Parallelität zu der Darstellung des Kaisers, die eine höhere Wirklichkeit widerspiegelt; denn in der Tat übte Theodora solchen Einfluß auf ihren Gemahl und sein staatsmännisches Handeln, daß ein späterer Chronist unumwunden von einer Doppelherrschaft redet, während der zeitgenössische Obrectator Prokop konstatierte: „Sie taten nichts ohne einander“ (eine Feststellung, die nicht unbedingt weder gegen Theodora, noch gegen Justinian sprechen muß).

Im Unterschiede zu Justinian sind wir über Herkunft und Jugend der späteren Kaiserin recht gut unterrichtet. Freilich sind diese Nachrichten, weil der Lebensweg Theodoras romanhafte Züge zeigt, von Späteren bestritten und von Interessierten sogar „korrigiert“ worden. Es besteht jedoch keine Ursache, an ihrer Richtigkeit zumindest in den entscheidenden Punkten zu zweifeln. Danach stammte die kurz vor der Wende zum 6. Jahrhundert Geborene aus der Hauptstadt Konstantinopel. Ihr Vater versah das Amt eines Bärenwärters am Hippodrom;

angesichts der großen gesellschaftlichen Bedeutung der byzantinischen Zirkusparteien kam sie dadurch bereits in der Kindheit mit den politischen Gruppierungen und ihren Kämpfen in Berührung. Die kleine Theodora trat schon früh auf der Bühne auf — im Zirkus, im Mimos, in der Pantomime —; ihre Schönheit, aber auch ihre Bildung und ihre Schlagfertigkeit wurden gerühmt, dagegen war ihr moralischer Ruf nicht der beste. Eines Tages verschwand sie, um einem hohen Beamten auf seinen Amtsposten in Nordafrika zu folgen; das Verhältnis währte jedoch nicht auf Dauer. Für Theodora zog es harte Wanderjahre nach sich; im Osten des Reiches kam sie in Kontakt zu der monophysitischen und anderen Abweichungen von der Reichskirche sowie zu deren geistlichen Oberhäuptern. Als eine innerlich und äußerlich Gewandelte kehrte sie, noch nicht 30 Jahre alt, in die Hauptstadt zurück, wo sie in der Nähe des Kaiserpalastes Wohnung nahm und sich durch Wollespinnen ernährte. Einzelheiten darüber, wie ihre Verbindung zu Justinian zustandekam, sind nicht überliefert; wir wissen nur, daß er ihre Erhebung in den Patrizierrang durchsetzte und damit das Haupthindernis für eine Eheschließung beseitigte. Diese fand noch vor Justinians Thronbesteigung statt; denn dessen Ernennung zum Mitkaiser Justins am 1. April 527 sowie sein Aufstieg zum Alleinherrscher nach Justins Tode am 1. August desselben Jahres fanden Theodora bereits an seiner Seite.

Schon vor jener Ernennung hatte, wie bereits erwähnt, Justinian die Politik seines Oheims entscheidend bestimmt, so daß das Jahr 527 zunächst keinen Einschnitt zu bedeuten schien; jedenfalls kam es nicht zum sofortigen offenen Widerstand, obgleich schon seit längerem eine Fronde altadliger Großgrundbesitzer gegen die Emporkömmlinge auf dem Kaiserthron bestand. Wohl aber stellten sich alsbald außenpolitische und militärische Schwierigkeiten ein. Slawen und Bulgaren hatten im Zuge der allgemeinen Wanderbewegungen schon seit langem das Reich bedroht; jetzt überschritten sie in kleineren und größeren Verbänden die Donaulinie. Zwar begnügten sie sich im allgemeinen mit Plünderungen; aber da die nötigen Truppen fehlten, war die Regierung solchen Aktionen gegenüber machtlos — die slawische Wanderung, welche in den nächsten Jahrhunderten die völlige ethnische Umgestaltung der Balkanhalbinsel herbeiführen sollte, kündigte sich an! Im Augenblick indes war die von dem Perserreich drohende Gefahr die größere, reichte doch dieses über ganz Vorderasien bis zum Indus hin und war somit dem römischen Imperium durchaus ebenbürtig. Der Konflikt, der bald nach Justinians Thronbesteigung ausbrach, zog sich daher in die Länge, ohne zu Entscheidungen zu führen. Da der Krieg zu diesem Zeitpunkt letztlich weder im persischen noch im byzantinischen Interesse lag, ermöglichte der Regierungsantritt des Großkönigs Chosroes I. sehr rasch den Abschluß eines „ewigen“ Friedens, der dann auch ganze sieben Jahre währte. Er war für Justinian mit teurem Gelde erkaufte und dazu mit der Bedingung, daß den Professoren der Akademie, die nach der Schließung dieser letzten Zitadelle

heidnischer Wissenschaft im Jahre 529 nach Persien geflohen waren, gesicherte Rückkehr und Glaubensfreiheit gewährt werde.

Es mag Justinian nicht leicht gefallen sein, auf solche Bedingungen einzugehen; aber der Canossa-Gang, zu dem ihn die Umstände zwangen, zahlte sich aus — nicht anders als jener spätere Canossa-Gang des deutschen Kaisers —, insofern er Justinian Bewegungsfreiheit verschaffte für die ihm politisch wichtigeren Aktionen im Westen. Was aber waren jene Umstände, die den Basileus zunächst nötigten, einen Pflock zurückzustecken?

Es war bereits vorhin die Rede von einer Opposition in den reaktionärsten Kreisen, die — welche Ironie der Geschichte! — nicht zu erkennen vermochten, wie sehr die Politik Justinians ihren Interessen diene. Stattdessen verbanden sie sich mit den unzufriedenen Volksmassen in dem sogenannten Nika-Aufstand von 532. Dieser kam nicht von ungefähr; denn schon vorher haute es Unruhen gegeben, nicht zuletzt bedingt durch die scharfen Repressivmaßnahmen, die Justinian gegen Heiden, Juden, Samaritaner und Häretiker der Großkirche ergriff (die unter solchem Aspekt zu sehende Schließung der Akademie wurde bereits erwähnt); zwei Jahre hindurch währte zum Beispiel die Revolte der Samaritaner, die im Frühjahr 529 in Neapolis ihren Ausgang nahm und ganz Palästina ergriff, bis sie von den Reichstruppen erstickt werden konnte. Nach blutigem Kampfe wurde der Anführer der Aufständischen gefangen genommen und hingerichtet, während Tausende seiner Gefolgsleute das harte Los der Sklaverei traf. Doch blieb die Niederwerfung des palästinischen Aufstandes eine lokale Polizeiaktion, gemessen an den hauptstädtischen Ereignissen vom Jahre 532, die von dem Kampfruf der Insurgenten: „Nika!“ („Siege!“) ihren Namen tragen. Um diese zu verstehen, ist ein Blick auf das gesellschaftliche Leben der byzantinischen Kapitale notwendig.

Was für Athen die Agora, für Rom das Forum bedeutete, das war für Konstantinopel (ebenso wie für die anderen großen Städte des Reiches) der Zirkus, der Hippodrom: Zentrum des sozialen und politischen Lebens. Wagen- und Pferderennen, Tierhetzen, Revuen, Mimus und Pantomime, komische Aufführungen, aber auch ernste Deklamationen und musikalische Darbietungen gehörten zum Repertoire des Zirkus, und das Volk verlangte von den hohen Beamten, daß sie solche Aufführungen, denen der Kaiser von einem palastartigen Prunksitz aus beiwohnte, mit verschwenderischem Aufwand veranstalteten. Bei der Krönung der Sieger und der Huldigung an den Herrscher wurden in feierlichen Formeln Gott und die Jungfrau Maria angerufen, während die Schaustellungen derart waren, daß für die Geistlichen das Gebot bestand, sie zu meiden!

Der Zirkus war jedoch, wie bereits bemerkt, nicht nur Stätte der Unterhaltung, sondern zugleich Zentrum der politischen Betätigung. Seit Jahrhunderten bildeten die Parteien der Blauen (Venetoi) und der Grünen (Prasinoi), die ihren Namen offenbar nach den Abzeichen der Rennfahrer trugen, öffentliche Organisationen, welche, obgleich ihre

Führer von der Regierung ernannt wurden, im gewissen Sinne die Volkssouveränität repräsentierten; sie nahmen eine so wichtige Funktion wie die der Stadtmiliz wahr und bildeten angesichts ihrer straffen Disziplin einen Machtfaktor, mit dem der Kaiser sehr ernsthaft zu rechnen hatte. Gegen einander lagen die beiden Parteien zumeist in schärfster Fehde. „Niemand“, so schreibt der Historiker Prokop, „weiß mehr, weshalb sie sich tödlich hassen und blutig befehlen, noch weshalb der eine zu den Blauen, der andere zu den Grünen gehört. Jedem geht die Partei über alles; da gilt keine Verwandtschaft, keine Freundschaft, kein menschliches und kein göttliches Recht, kein Gedanke an Reich und Vaterland; Männer und Frauen sind vom gleichen blinden Wahn befallen“. Angesichts eines solchen Urteils lag es nahe, in den Faktionen, d. h. den Zirkusparteien, unmittelbare Exponenten des Klassenkampfes zwischen arm und reich zu suchen; neuere sowjetische Forschungen haben jedoch gezeigt, daß die Dinge ein wenig komplizierter liegen. Das Gros der Mitglieder rekrutierte sich vielmehr in beiden Parteien aus den Volksmassen, ihre Führerschaft jedoch spiegelte verschiedene Strömungen innerhalb der herrschenden Klassen wider. So haben wir in den Blauen offenbar die Vertreter der alten, grundbesitzenden griechisch-römischen Senatsaristokratie zu erblicken und in den Grünen die Repräsentanten der neuen, zum großen Teil orientalischen Aristokratie, deren Einfluß sich auf Positionen in Handwerk und Produktion oder aber auf Stellungen am Hofe und in der Reichsverwaltung gründete. Justinian hatte sich nach seinem Machtantritt zunächst auf die konservativen Kräfte gestützt, welche die Blauen verkörperten, und sich dadurch die Grünen, die von Justins Vorgänger Anastasios gefördert worden waren, zu Feinden gemacht. Im Laufe der Zeit versuchte er jedoch, von beiden Parteien unabhängig zu werden, um autokratisch, auf Verwaltung und Heer gestützt, regieren zu können; so kam es zu jener Senatsopposition, von der schon mehrfach die Rede war, und zu einem in der byzantinischen Geschichte seltenen Zusammengehen der beiden Faktionen. Der offene Aufruhr aber wurde ausgelöst, als durch den Perserkrieg und die weiteren Rüstungen des Kaisers die wirtschaftliche Belastung der Massen in einem als unerträglich empfundenen Maße zunahm und psychologisch unkluge Maßnahmen hoher Reichsbeamter den Widerstand noch verstärkten. Aber auch die Antworten, die Justinian den Sprechern der Parteien im Zirkus gab, waren nicht geeignet zu beruhigen, und als er schließlich widerwillig die am meisten angegriffenen Beamten ihrer Ämter enthob, war es bereits zu spät: der Ruf „Nika!“ hallte durch die Stadt, an den verschiedensten Stellen kamen Brände auf, denen repräsentative Gebäude wie die Sophienkirche zum Opfer fielen, ein Gegenkaiser wurde ausgerufen, Justinian mit seinem Gefolge in dem Palaste eingeschlossen. Die Ratgeber des Basileus mahnten zur Flucht; doch Theodora trat ihnen unbeugsam entgegen: „Ein Kaiser darf nicht fliehen“ und fügte das Diktum hinzu, daß die Kaiserherrschaft ein sehr schönes Leichentuch ausmachen könne. Ihre Entschlossenheit ließ die Decoura-

gierten neuen Mut finden. Durch geschickte Verhandlungen wußte der Hofeunuch Narses Uneinigkeit in die Reihen der Aufständischen zu tragen, während Justinians Feldherr Belisar mit ergebenen Truppen, darunter germanischen Söldnern, zum Angriff auf den Hippodrom überging. Der Aufstand wurde in einem wahren Blutbad erstickt, die dem Volke eingeräumten Konzessionen zurückgezogen, die mißliebigen Beamten in ihre Stellungen wiedereingesetzt. Der Widerstand des Volkes war gebrochen, die Aristokratie in eine heimliche und wenig gefährliche Opposition zurückgedrängt und damit der Weg freigegeben für den Versuch, das Imperium Romanum als Institution wie als Idee neu erstehen zu lassen — einen Versuch, den man in seiner Konzeption grandios nennen mag, der jedoch, da er aller geschichtlichen Gesetzmäßigkeit entgegenstand, noch ehe er begonnen, zum Scheitern verurteilt war.

Zunächst ging es darum, jenem Restaurationswerk das ideologische Fundament zu schaffen. Dieser Aufgabe diene zuvörderst die Kodifizierung des gültigen römischen Rechts. Es hatte schon vorher nicht an Versuchen gefehlt, in solcher Form die aus den verschiedensten Wurzeln erwachsenen Rechtsordnungen zusammenzufassen; doch alle solche Bemühungen waren, so dringend sie auch die täglichen Bedürfnisse des Staates forderten, gescheitert. Von daher wird man die wissenschaftliche und organisatorische Leistung zu würdigen vermögen, die unter tätiger Mitwirkung des Kaisers der Jurist Tribonian, der wegen seiner Habsucht den Aufständischen von 532 vorübergehend hatte preisgegeben werden müssen, zusammen mit einem großen Stab von Rechtsgelehrten und Rechtspraktikern vollbrachte. Bereits 529 war der Codex Justinianus erschienen, eine Zusammenfassung der geltenden Kaiserkonstitutionen seit der Zeit Hadrians, die sich auf vergleichbare Sammlungen wie die des Theodosios hatte stützen können; namentlich infolge der regen gesetzgeberischen Tätigkeit Justinians veraltete das Buch jedoch schnell, so daß 534 eine Neubearbeitung vorgelegt werden mußte. Sehr viel umfänglicher gestaltete sich die Arbeit an dem Hauptteil des Corpus juris, den Digesten, wie sie mit einem lateinischen, oder Pandekten, wie sie mit einem griechischen Ausdruck benannt werden. In systematischer Ordnung führt dieses Werk die Stellungnahmen der klassischen römischen Juristen zu den einzelnen Rechtsproblemen vor und erschloß so diese wesentliche, nicht selten freilich mit Widersprüchen angefüllte Quelle juristischer Erkenntnis. Daß nicht vollkommen sein konnte, was in der knappen Frist von 530 bis 533 geleistet werden mußte, liegt auf der Hand; das haben Justinian und Tribonian offenbar selber empfunden insofern, als sie es für notwendig erachteten, dem Korpus ein Lehrbuch voranzuschicken, die „Institutionen“ genannt, das für die Jurastudenten bestimmt war. Nach dem Wunsch des Gesetzgebers sollte damit die Rechtsentwicklung zum Abschluß gebracht sein; das Leben erwies sich jedoch auch hier als stärker: Die nach dem Jahre 534 ergangenen Gesetze und Verordnungen Justinians wurden als Novellen

zusammengefaßt und dem Korpus angefügt; während dessen Hauptbestandteile durchweg in lateinischer Sprache abgefaßt sind, erscheint bezeichnenderweise als Sprache der Novellen in wachsendem Umfange das Griechische.

Aber auch in anderen Beziehungen zeigt das *Corpus juris* die Widersprüchlichkeit der Epoche. Bekanntlich hatte sich im Zuge der Auflösung der Sklavenhaltergesellschaft der klassischen Periode eine neue Bevölkerungsschicht herausgebildet, die der Kolonen, die zwar persönlich frei, jedoch — eine Vorform der mittelalterlichen Hörigkeit — an die Scholle des Patrons, des Großgrundbesitzers, gebunden waren. Sozialökonomisch bedeutete das einen gewaltigen Fortschritt; das Justinianische Gesetzeswerk jedoch sucht diesen Fortschritt, wo immer möglich, zu ignorieren, indem es den entscheidenden Unterschied zwischen Sklaven und Kolonen verwischte und zugleich die retardierenden Tendenzen, etwa in der unbedingten Aufrechterhaltung der Schollenpflicht der Kolonen, unterstützte. Dagegen proklamierte das Korpus den Sklaven gegenüber christlich-humanitäre Auffassungen, erleichterte, ja befürwortete ihre Freilassung, wobei jedoch nicht übersehen werden darf, daß im Wirtschaftsleben der Zeit die Sklaverei bereits eine untergeordnete Rolle spielte. Viel bedeutsamer ist jedoch die Feststellung, daß die Justinianische Restauration vor dem Christentum haltmachte; nirgends — weder im Bereiche der Ideologie noch in der praktischen Politik — findet sich auch nur die geringste Absicht, die Ordnung des Prinzipats oder gar der *Libera respublica* zu restituieren und die heidnischen Kulte wiederherzustellen (vielmehr hatten wir über gegenteilige Maßnahmen zu berichten); das Christentum hatte demnach so fest Fuß gefaßt, daß ein Versuch, es auszurotten, als aberwitzig erschienen wäre; es hatte sich gleichzeitig so weit den Erfordernissen der herrschenden Klassen angepaßt, daß es für die bestehende Gesellschaftsordnung lediglich in seinen häretischen Abweichungen Gefahrenmomente in sich barg, in der Organisation der Großkirche dagegen als eine unentbehrliche ideologische Stütze der Staatsmacht angesehen wurde. Das *Imperium Romanum* erschien identisch mit der christlichen Ökumene, Wiederherstellung des Reiches und Ausbreitung des rechten Glaubens wurden als eine Aufgabe erkannt.

Um diese Aufgabe zu erfüllen, führte Justinian mit zäher Energie mehr als 20 Jahre lang harte Eroberungskriege. Dazu bedurfte es des Aufbaus einer schlagkräftigen Streitmacht sowie, da Justinian, wie bemerkt, selbst kein Militär war, leitender militärischer Kader. Letztere fand er in seinen Feldherren Belisar und Narses, die bereits entscheidenden Anteil an der Niederwerfung des Nika-Aufstandes genommen hatten. Das Heer aber, das bis auf $\frac{1}{2}$ Million Mann anwuchs, wurde zweckmäßig gegliedert. Die Palasttruppen, reichlich 5000 Mann, dienten der Sicherheit des Kaisers und seiner Umgebung. Das Feldheer bestand aus zwei Gruppen: den *Comitatenses*, ausgehobenen Reichsbürgern, und den angeworbenen *Foederati*, zu denen

überwiegend Fremdvölkische gehörten. Die beiden Gruppen unterschieden sich auch durch die Religion: die Comitatusen mußten orthodox sein, während man unter den kampferprobten Goten, Vandalen, Hunnen, welche die Foederati bildeten, auch Häretiker zu tolerieren mußte. Eine weitere Gruppe machten die Grenztruppen aus, meist Wehrbauern unter örtlichen Befehlshabern. Zu diesen Reichskontingenten traten die Socii, die „Bundesgenossen“, fremdvölkische Söldnerverbände unter eigenen Führern, die für bestimmte Aufgaben und bestimmte Zeit in Dienst genommen wurden, sowie die Verfügungstruppen, welche die reichen Großgrundbesitzer und hohen Offiziere aus eigenen Mitteln unterhielten. Daß diese eine Gefahr für die Einheit des Staates werden konnten, liegt auf der Hand und ist durch den späteren Geschichtsverlauf bewiesen.

Auf solche Rüstungen gestützt, setzte Justinian zur Vernichtung der Vandalen an. Diese, ein germanischer Stamm, waren 429 nach Afrika gekommen, hatten zehn Jahre später Karthago erobert und sich schon 432 von Rom unabhängig gemacht. Ihr Staat war um die Mitte des 5. Jahrhunderts die respektabelste Macht im westlichen Mittelmeerbekken. Justinian benutzte Thronstreitigkeiten und die Unterdrückung der Orthodoxie durch die arianischen Vandalen als Vorwand zum Eingreifen, und der Erfolg gab ihm recht. Belisar, der noch vor Friedensschluß vom persischen Kriegsschauplatz zurückberufen worden war, setzte nach der Niederwerfung des Nika-Aufstandes mit einem verhältnismäßig kleinen Kontingent nach Afrika über, nahm innerhalb weniger Wochen Karthago, schlug den Vandalenkönig Gelimer und hielt 534 als Triumphator einen glänzenden Einzug in der Hauptstadt. Obgleich die völlige Pazifizierung des Landes noch längerer Zeit bedurfte, beeilte sich Justinian, es seiner Administration anzugleichen, die progressiven sozialen Maßnahmen der Vandalenherrscher rückgängig zu machen und die Ausschließlichkeitsrechte der katholischen Kirche wiederherzustellen: „Mit Gottes Hilfe zum Wohle unseres Staates“.

Der Eroberung Nordafrikas folgte als nächste Aktion zur Wiederherstellung des Imperiums der Angriff auf Italien. Hier hatte gegen Ausgang des 5. Jahrhunderts der Ostgotenkönig Theoderich mit byzantinischer Zustimmung Odoaker abgelöst und von seiner Hauptstadt Ravenna aus ein dem Namen nach abhängiges, in Wirklichkeit jedoch durchaus selbständiges Regime geführt. Diese nominelle Oberhoheit gab Justinian erwünschten Vorwand zur Intervention, als einige Jahre nach dem Ableben des klugen Politikers Theoderich auch hier Thronwirren ausbrachen, die möglicherweise sogar erst von Theodora angestiftet worden waren. Und auch diesmal wurde der Unterschied zwischen der rechtgläubigen Reichsreligion und dem häretischen Arianertum weidlich hochgespielt, als Justinians Armeen von Dalmatien und gleichzeitig von Sizilien her vorrückten. Auf rasche Anfangserfolge, die es Belisar ermöglichten, am 10. Dezember 536 Rom zu besetzen, folgten harte Belagerungskämpfe, und als schließlich das Zentrum Ravenna fiel und König Witigis 540 als Gefangener nach Konstantinopel

gebracht werden konnte, war der gotische Widerstand nur äußerlich gebrochen. Wenn also Justinian keinen Triumph zuließ, sondern den gefangenen König ehrenvoll behandelte, so darf das keineswegs nur als Ausfluß seines mißgünstigen Argwohns gegenüber dem erfolgreichen Belisar gewertet werden, sondern mindestens ebenso als Ausdruck einer realistischen Einschätzung der Lage des Reiches.

Und diese war trotz der militärischen Erfolge nicht so glanzvoll, wie es das beeindruckende Hofzeremoniell, das übersteigerte Titelwesen, die panegyrische Dichtung, die repräsentative Bautätigkeit glauben machen sollten. Gerade auch am Beispiel der Poesie verdeutlicht sich die Widersprüchlichkeit der Epoche. Wir finden auf der einen Seite eine Nachblüte des Epigramms, des Sinngedichts, das in der hellenistischen Epoche schon einmal einen Höhepunkt und als Grabgedicht durch die Jahrhunderte hindurch seine praktische Verwendung gefunden hatte. Diese literarischen Epigramme sind nach Inhalt und Form durch die heidnische Vergangenheit geprägt. Sinnlicher Lebensgenuß, Knaben- und Hetärenliebe nahmen in ihnen einen weiten Umfang ein in einer Zeit, in der die Staatsmacht Prostitution und Päderastie mit schweren Strafen bedrohte und die Beschäftigung mit der antiken Philosophie unter Verdikt stellte, von der tödlichen Verfolgung des Paganismus gar nicht zu reden. In der Sprache, in der Metrik, im Stil, in den Bildern lehnten sich diese Gedichte an längst vergangene Gegebenheiten an und wurden dadurch nur einem kleinen Kreise Hochgebildeter zugänglich, die wir gewiß in weitem Umfange mit der bereits mehrfach erwähnten politischen Aristokratenopposition identifizieren dürfen. Dieser durch die exklusivsten Kreise der Gesellschaft repräsentierten Literatur stand die von den breiten Volksmassen aufgenommene Kirchendichtung gegenüber, die in Übereinstimmung mit der sprachlichen Entwicklung ebenso wie die neugriechische Poesie dem rhythmisch-akzentuierenden Prinzip folgte und in Anlehnung an syrische Vorbilder Hymnen und Lieder von eindringlicher Kraft und alttestamentarischer Bildhaftigkeit hervorbrachte. Der bedeutendste unter den zumeist anonym gebliebenen Kirchendichtern ist der Syrer Romanos, der unter Justins Vorgänger nach Konstantinopel kam; er soll an die 1000 Lieder verfaßt haben, von denen einige noch heute in der Ostkirche in Gebrauch sind.

Würdigen Hintergrund für ihren Vortrag bildete die Hagia Sophia, die Kirche der Heiligen Weisheit Gottes, die als der typischste Ausdruck des Bauwillens der Zeit angesprochen werden darf. Im Nika-Aufstand war ein gleichbenannter Bau völlig zerstört worden, so daß die „Große Kirche“, die auf Justinians Geheiß in der Rekordzeit von sechs Jahren als sichtbares Zeugnis der Macht des byzantinischen Staates entstand, eine von Grund auf neue Schöpfung darstellt, als deren Architekten wir Anthemios von Tralleis genannt finden. Die Hagia Sophia verbindet in ihrem Grundriß die profane Halle, die im Westen entstandene Basilika, mit dem aus dem Osten kommenden Zentralbau zu einer Einheit. Orientalischer Baugesinnung gemäß ist das Äußere schlicht und schmuck-

los gestaltet, um so prächtiger dagegen die Inneneinrichtung. Interieur wie Exterieur sind bestimmt durch die Kuppel von 32 Metern Spannung. Die Pfeiler wurden mit farbigen Steinen bekleidet, reich ausgestattete Säulen vielfach aus alten Tempeln zusammengetragen. Für den Wandschmuck fanden Steine, Ornamente und nicht zuletzt Mosaiken Verwendung, diese kennzeichnend byzantinische Form der Malerei. Noch weitere Kirchen sind in der Epoche Justinians in Konstantinopel erbaut oder ausgestaltet worden: die der Heiligen Eirene (des göttlichen Friedens), die der Doppelheiligen Sergios und Bakchos, die der Heiligen Apostel, welcher der Markusdom zu Venedig nachgestaltet wurde, und andere mehr.

Solche Repräsentationsbauten kosteten Geld, die Hofhaltung erforderte ihre Mittel, die Expansionskriege und ebenso die Reichsverteidigung machten beträchtliche Aufwendungen notwendig. Es bedurfte daher, um allen diesen Erfordernissen gerecht zu werden, einer wirkungsvollen Finanzorganisation und eines straffen Steuersystems, und das um so mehr, als die Großgrundbesitzer der Provinzen sich mit allen Mitteln von der Zentralgewalt zu emanzipieren suchten und die Volksmassen mit vollem Recht sich gegen die wachsenden Abgaben und zunehmenden Belastungen wandten. Es ist daher kein Wunder, daß Justinian seinen zuständigen Berater, den Praefectus Praetorio Johannes von Kappadozien, während des Nika-Aufstandes fallen lassen mußte, um den Unentbehrlichen nach der Niederwerfung der Insurrektion zurückzuberufen und mit weitgehenden Reformen zu beauftragen; denn Johannes war nach dem Urteil eines ihm keineswegs gewogenen Zeitgenossen „im höchsten Grade befähigt, das Notwendige zu erkennen und aus Aporien Auswege zu finden“. In vielen Punkten erreichten Johannes' Maßnahmen ihr Ziel: die Verantwortlichkeit der Statthalter wurde gehoben, Bestechlichkeit und Amtsmißbrauch eingedämmt, die öffentliche Sicherheit verbessert, und, was der Hauptzweck war, die Einnahmen vermochten im allgemeinen die Ausgaben zu decken. Doch die Gesetzmäßigkeiten der Geschichte vermochten keine Maßnahmen aufzuheben: die den Feudalisierungsprozeß einleitenden zentrifugalen Tendenzen blieben, die Stärkung der Großgrundbesitzer auf Kosten der Kleinbesitzer und ihre Verselbständigung gegenüber der Staatsgewalt dauerten an.

Auch die Kirchenpolitik Justinians war durch tiefgreifende Kompromisse bestimmt. Man pflegt das Verhältnis von Kaiser und Kirche in Byzanz gelegentlich mit dem Schlagwort Cäsaropapismus zu kennzeichnen. Vom byzantinischen Selbstverständnis her ist dieses Schlagwort freilich gegenstandslos insofern, als es das konkurrierende Wirken zweier selbständiger Institutionen voraussetzt. Eine solche Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staate aber hat es seit Anbruch des Konstantinischen Zeitalters nicht mehr gegeben; Staat und Kirche erscheinen vielmehr als voneinander nicht getrennte und auch nicht trennbare Institutionen, miteinander in unlösbarer Einheit verbundene Repräsentationen der Christenheit. In der Praxis freilich hatte das Wort schon eine gewisse Berechtigung, da ja jene Einheit durch Per-

sönlichkeiten geprägt und bestimmt wurde, und das waren eben in fast allen Phasen der byzantinischen Geschichte die Kaiser und nicht die Patriarchen. Für Justinian ergaben sich bei der Durchführung seiner Politik der Restauration zwei kirchenpolitische Probleme von erheblicher Tragweite: das Verhältnis zum römischen Papste war zu bestimmen und gleichzeitig mit dem Monophysitismus des Ostens ein erträglicher Ausgleich zu finden. Zwar war der Primat des römischen Stuhles in Fragen des Glaubens und der Lehre theoretisch unbestritten; jedoch legte man in der Praxis keinen Wert auf allzu häufige Betätigung dieses Rechtes, während gleichzeitig alles getan wurde, um die Autorität des ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel zu stärken. Aber die Kriege in Afrika und Italien erforderten eine achtungsvolle Entente mit dem Papste, die erkaufte wurde mit einem energischeren Vorgehen gegen die Monophysiten. Im Unterschied zu der Lehrmeinung der „rechtgläubigen“ Großkirche, die in Jesus Christus die beiden Naturen des wahrhaften Gottes und des wahrhaften Menschen untrennbar und unlösbar miteinander verbunden glaubte, wollten die Monophysiten nur von der einen Natur des Gottmenschen Christus wissen. Diese Auffassung war die herrschende in den morgenländischen Patriarchaten und darf ganz gewiß als Folie volklichen Selbstbewußtseins und separatistischer Tendenzen angesehen werden. Um dem Papst entgegenzukommen, mußte Justinian 536 den Patriarchen von Konstantinopel, Anthimos, der den Monophysiten nahestand, seines Amtes entheben und neben anderen Würdenträgern Severus von Antiochia, den bedeutendsten Ideologen der Monophysiten, in die Verbannung schicken. Wenn Theodora dennoch ihre schützende Hand über die Abtrünnigen hielt und eine Verfolgung großen Stils verhinderte, so geschah das offenbar mit dem Wissen und dem stillen Einvernehmen des Kaisers.

In diese Zeit, in der der Reichspolitik viele Probleme gestellt waren, aber kaum eines wirklich gelöst wurde, traf im Frühling 540 die Nachricht, daß Chosroes unter Bruch des Friedensvertrages in Syrien eingefallen war und vor Antiochia stand. Die stark befestigte, von 300.000 Einwohnern aus verschiedenen Völkerschaften bewohnte, lebensfrohe Stadt fiel den Persern in die Hand; sie wurde dem Erdboden gleichgemacht und ihre Bürger verschleppt oder in die Sklaverei verkauft. Wenig später setzte der Angriff auf Lazika ein, einen Landstrich zu Füßen des Kaukasus an der Ostküste des Schwarzen Meeres, dessen freiheitsstolzes Gebirgsvolk bislang in einer gewissen Abhängigkeit zu Byzanz gestanden hatte und jetzt eilends persischen Schutz anrief. Justinian mußte den bewährten Belisar in der Osten abkommandieren, um den feindlichen Ansturm abzuwehren.

Dabei war dessen Autorität in Italien nötiger denn je. Die Gefangennahme ihres Königs Witigis hatte nämlich noch keineswegs zu Unterwerfung der Goten geführt. Begünstigt durch das harte Regime der kaiserlichen Beamten, hatten sich diese vielmehr unter dem energischen und überaus volkstümlichen Totila aufs neue erhoben und binnen kurzem ganz Italien mit Ausnahme der festen Städte in ihre Gewalt gebracht. So sah sich Justinian genötigt, Belisar im Jahre 544 vom

östlichen Kriegsschauplatz wieder abzubringen. Doch der erfolgreiche Feldherr, der die Lage an der persischen Front einigermaßen hatte stabilisieren können, vermochte in Italien nicht mehr als den Status quo zu halten. Dabei stützte er sich übrigens im wesentlichen auf seine persönliche Streitmacht; denn die Reichstruppen waren anderswo engagiert: an der südägyptischen Grenze gegen die Blemmyer, in Afrika in beständigen Aufständen der Vandalen, an der Donau gegen die Slawen.

Während Rom vorübergehend aufgegeben werden mußte, blieb Ravenna auch in den schwersten Jahren als Sitz des Exarchen, des kaiserlichen Statthalters, das byzantinische Kraftzentrum in Italien, ja als Pflegstätte der Kunst erlebte die Stadt sogar eine beachtliche Nachblüte. Von der Kirche San Vitale mit den berühmten Mosaikbildern des Kaisers und der Kaiserin war bereits vorhin die Rede. Der Bau war unfertig, als Belisar in der Stadt seinen Einzug hielt; im Jahre 547 konnte die Kirche geweiht werden, ein oktogonaler Kuppelbau, außen verhältnismäßig schmucklos, dafür um so reicher und reizvoller in der Innengestaltung. Auch zwei Basiliken, deren Bau ebenfalls zur Zeit der ostgotischen Herrschaft begonnen worden war, fanden ihre Vollendung: San Apollinare Nuovo und San Apollinare in Classe, dem alten Hafen der Stadt.

Und schließlich ist die 545 gestiftete Kirche San Michele in Affricisco zu nennen, deren Apsismosaik zu den glänzendsten Exponaten des Berliner Bode-Museums gehört. Ein jugendlicher, bartloser Christus ist mit dem Siegeskreuz zwischen den Erzengeln Michael und Gabriel im Hauptbild dargestellt, darüber im Fries der bärtige Christus als Weltenrichter, umgeben von Erzengeln und Engeln. In der Unnahbarkeit und Erhabenheit seiner Gestalten unterscheidet sich das Mosaik von San Michele durchaus von Vorgängern und darf als eines der ersten Zeugnisse dezidiert byzantinischer Malerkunst angesprochen werden. Sein Meister ist wohl auch nicht in Ravenna, sondern in der Hauptstadt zu suchen.

Als am 28. Juni 548 Theodora nach 21-jähriger Ehe starb, war trotz aller vorausgegangenen Kämpfe und Entbehrungen die politische und militärische Lage des Reiches alles andere als hoffnungsvoll. Nicht nur daß die Perser im Osten und die Goten im Westen die byzantinischen Streitkräfte bedrängten, fielen in Illyrien und Thrakien die Slawen ein und drangen bis an die Befestigungsanlagen von Konstantinopel vor. Die Defensivkräfte, die dem Kaiser zur Verfügung standen, waren schwach; es fehlte an Geld und an Truppen, und deren Zuverlässigkeit war zudem durch Verschwörungen und Insurrektionen gelähmt. Zum Glück für das Reich erlagen jedoch auch dessen Hauptgegner zunehmender Erschöpfung. Zum Oberbefehlshaber auf dem italienischen Kriegsschauplatz war der Eunuch Narses ernannt worden, ein Armenier von ungewöhnlicher Tatkraft, die sich mit diplomatischer Verschlagenheit paarte. Mit neu gesammelter Streitmacht schlug er 552 die Goten an der Via Flaminia aufs Haupt; ihr König Totila fiel in der Schlacht. Aber erst zwei Jahre später konnte Italien als endgültig pazi-

fiziert angesehen und in Gestalt der reaktionären *Pragmatica sanctio* die byzantinische Verwaltung eingeführt werden so, wie es Justinian schon 15 Jahre früher beabsichtigt hatte. Mehr noch als das: Innere Auseinandersetzungen in der spanischen Westgotenherrschaft ermöglichten es, zu intervenieren und die Mittelmeerküste bis hin zu den Säulen des Herkules in Besitz zu nehmen. Im Osten war gegen eine hohe Tributleistung schon seit längerem ein Waffenstillstand mit den Persern eingehandelt worden, der endlich 562 in einen 50-jährigen Frieden umgewandelt werden konnte; das umstrittene Lazenland fiel dabei den Byzantinern zu, die sich freilich auch diesmal zu beträchtlichen Zahlungen gegenüber ihren persischen Partnern verpflichten mußten.

So war, als das Leben Justinians zur Neige ging, sein Ziel, das Imperium Romanum wiederherzustellen, in wesentlichen Stücken erreicht. Im Osten galten, aufs Ganze gesehen, die alten Grenzen; im Norden allerdings hatte sich nicht einmal die Donaulinie in ihrer gesamten Ausdehnung halten lassen; Gallien, Britannien und der größere Teil der Pyrenäenhalbinsel hatten dem Reichsverband nicht wieder eingegliedert werden können. Aber auch der verbliebene Gebietsstand, wie ihn die Karten aufzeigen, war nicht unangefochten; agile Nachbarn — Langobarden, Gepiden, Heruler, Slawen, Bulgaren, Anten, Hunnen und andere mehr — bedeuteten ständige Bedrohung, welche die byzantinische Staatsmacht mit verschiedenen Mitteln abzuwehren versuchte: indem sie Geldzahlungen leistete, die freilich nur die Begehrlichkeit anreizten; dadurch, daß sie Barbarenfürsten glänzende Titel verlieh oder sie durch Heiraten mit der Oberschicht des Reiches zu verbinden suchte, und nicht zuletzt durch diplomatische Intrigen, welche die Völker gegeneinander ausspielten. Eine solche Politik erforderte ungeheure Finanzmittel, die nur über eine durchorganisierte Steuerverwaltung und mittels erbarmungslosen Drucks auf die Bevölkerung zu beschaffen waren. Dabei erwuchsen der Zentralgewalt unlösbare Probleme aus dem bereits angeführten Umstände, daß die Großgrundbesitzer, in deren Händen der überwiegende Teil des bebauten Landes lag, sich weitestgehend zu verselbständigen und die Masse der von ihnen abhängigen halbfreien Kolonen ausschließlich in ihrem eigenen Interesse zu exploitieren suchten.

Der Erhaltung und Weiterentwicklung der Produktivkräfte des Landes galt die besondere Aufmerksamkeit der kaiserlichen Regierung, ging es doch darum, die ständig gefährdete Handelsbilanz aktiv zu halten. Seine beherrschende Stellung als Mittler des Warenaustauschs zwischen Ost und West hatte Konstantinopel nach wie vor inne, wenngleich infolge der langwierigen Kriege der Wirtschaftsverkehr mit Italien hinter dem Orienthandel zurückstand. Namentlich aus den Werkstätten Syriens und Ägyptens führte Byzanz Stoffe, Geschirr und Schmucksachen, aber auch Wein aus, während es neben Pelz- und Lederwaren chinesische Seide, und zwar in beträchtlichen Mengen, importierte. Da dieser Seidenhandel bislang fast ausschließlich durch persische Vermittlung ging, was ihn verteuerte und politisch anfällig machte, war es verständlich, daß man sich einerseits um neue Handels-

straßen bemühte — etwa den Seeweg durch den Indischen Ozean — und andererseits dem Geheimnis der Seidenerzeugung auf die Spur zu kommen suchte, ein Bemühen, das von Erfolg gekrönt war und die Herausbildung eines Staatsmonopols ermöglichte.

Daß Gebrauchs- und Kunsthandwerk in Blüte standen und durch die Repräsentationsbedürfnisse der herrschenden Klassen — der Großgrundbesitzer wie der Reichsbeamten und des hohen Klerus — gefördert wurden, ist verständlich. Wir wiesen bereits auf das Mosaik als typisch byzantinisches Produkt hin; hinzu treten Gewandstickereien, Holzschnitzereien, wie sie namentlich in Ägypten gepflegt wurden, und Elfenbeinarbeiten — ich hebe besonders die sogenannten Konsulardiptychen hervor, Doppeltafeln, mit denen der Konsul zur Erhöhung des eigenen Ruhms seine Freunde zu beschenken pflegte. Und nicht zuletzt ist der Buchmalerei zu gedenken, in der hellenistisch-alexandrinische Vorbilder fruchtbar weiterentwickelt wurden, um selber als Vorbilder für spätere Epochen zu dienen. Als bedeutendste Denkmäler religiöser Thematik nenne ich die sogenannte Wiener Genesis mit ihren Darstellungen voller Dynamik, in denen auch die Elemente der Landschaft zur Geltung kommen, ferner den Kodex von Rossano mit Evangeliumsszenen auf abstrakt purpurnem Hintergrund, schließlich das Evangeliar der Biblioteca Laurenziana zu Florenz, das der Mönch Rabula 586 in einem mesopotamischen Kloster zum Abschluß brachte. Als markantestes Beispiel weltlicher Thematik endlich sei auf die Arzneimittellehre des griechischen Arztes Dioskurides Pedianos (1. Jahrhundert) hingewiesen, von der die österreichische Staatsbibliothek eine illuminierte Handschrift besitzt, die höchstwahrscheinlich bereits dem beginnenden 6. Jahrhundert zugehört. Daß man angesichts der Zeit Tendenz des Sammelns und Bewahrens der Pflege des Buches besondere Aufmerksamkeit schenkte, ist leicht zu verstehen.

Am 11. November 565 starb Justinian nach einem erfüllten Leben, und mit ihm ging eine Konzeption zu Grabe, die Jahrhunderte hindurch das politische Denken des Orbis terrarum beherrscht hatte. Scheinbar war der Versuch gelungen, das Imperium Romanum zu restaurieren: Sein Gebietsstand war im wesentlichen wieder erreicht, das Recht als der Hauptinhalt der Staatsideologie war kodifiziert in Zusammenfassung der Leistungen der klassischen römischen Jurisprudenz, und das Lateinische wurde als Sprache der Verwaltung und des Militärs auch im seit jeher hellenischen Osten verwendet. Aber trotz solch äußerlicher Erfolge läßt sich nicht übersehen, daß das Justinianische Restaurationswerk neu ins Leben zu rufen sich bemüht hatte, was nach historischer Gesetzmäßigkeit überholt und nicht wiederholbar war. Der Kaiser selbst wollte als römischer Imperator gelten, aber indem er die Herrscherfunktion aus der christlichen Ideologie heraus bestimmte, wurde er zum Prototyp des byzantinischen, d. h. mittelalterlichen Basileus. Das Corpus juris, das seinen Namen durch die Jahrhunderte trug, könnte den Eindruck hervorrufen, als sei die klassische Sklavenhalterordnung zu seiner Zeit noch in voller Geltung gewesen; in Wirklichkeit jedoch war die Sklavenklasse schon seit Jahrhunderten nicht mehr

die bestimmende Kraft des Produktionsprozesses, die Existenz des Kolonen aber, die jene Funktion Zug um Zug übernommen hatten, ist das Korpus bemüht zu ignorieren. Die Weltreichsidee, die einstmals auf dem römischen Sendungsbewußtsein aufgebaut werden konnte, bedurfte jetzt der Stützung durch die christliche Missionsidee; aber gerade in christlichen Denominationen schufen sich Völker der Ökumene, die sich ihrer selbst bewußt geworden, die Organisationsform zur Anerkennung ihrer Eigenständigkeit. Die Literatur — weniger die bildenden Künste — ging darauf aus, alte Formen und alte Inhalte neu zu beleben, und ihre Träger nahmen es bewußt in Kauf, daß die aus solcher Repristination erwachsenden Werke den Volksmassen unverständlich blieben, die im Begriff standen, sich ein eigenes, von den zeitgenössischen Gelehrten zumeist verachtetes Schrifttum zu schaffen, das die Veränderungen des ideologischen Überbaus in den fortentwickelten sprachlichen Formen widerspiegelte. Und selbst das Lateinische vermochte seine Vorzugsstellung nicht zu bewahren; Justinian bediente sich in seiner späteren Gesetzgebung vorzugsweise des Griechischen, das binnen weniger Jahrzehnte die einstige Amtsprache völlig verdrängen sollte, während gleichzeitig die Sprachen der dem Reiche einverleibten Völker ihr Recht als literarische Idiome anmeldeten und praktizierten.

So ist das Justinianische Zeitalter allenthalben gekennzeichnet durch Kompromisse, die ausgelöst sind durch den Versuch, der fortentwickelten sozialökonomischen Basis einen ihr nie mehr entsprechenden Überbau zu oktroyieren. Der Historiker der griechisch-römischen Sklavenhaltergesellschaft muß diese Epoche in sein Augenmerk einbeziehen, weil in ihr in voller Bewußtheit die Antike noch einmal zum Leben erweckt werden sollte; recht eigentlich zugehörig aber ist das Justinianische Zeitalter zur byzantinischen, d. h. zur mittelalterlichen Geschichte, da in ihm die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen und — wider den Willen ihrer Träger — die Ideologien vorbereitet wurden, die das griechische Kaisertum der Feudalepoche bestimmend ausprägten.

Das Justinianische Restaurationswerk hat seinen Schöpfer nur wenig überdauert. Die Eroberungen in Italien und Spanien gingen zum größten Teil bald wieder verloren und mit ihnen die erstrebte Universalmacht. Die Slawen überfluteten das Reichsgebiet, wurden seßhaft und veränderten entscheidend seine ethnische Substanz. Die wirtschaftliche und finanzielle Erschöpfung des Staates verschärfte den Klassenkampf, der sich bald in Auseinandersetzungen der Zirkusparteien, bald in religiösen Kontroversen äußerte; auf den Trümmern des zentralistischen Absolutismus entflammte der Bürgerkrieg, der die römische Verwaltungs- und Heeresorganisation endgültig zerbrach. Es bedurfte eines ganzen Jahrhunderts, ehe der byzantinische Staat sich neu zu formieren und zu konsolidieren vermochte — die Kontinuität in weitestem Umfange während und dennoch eine neue Qualität verkörpernd.